

Ziemlich viel Holz

Architektur Trotz zäher Vorurteile ist Holzbau wieder in Mode. In Berlin baut ein Architekt siebenstöckig und sogar für die Feuerwehr

■ Lennart Laberenz

Man kann ganz prosaisch beginnen und bei Roland Glauner anrufen. Sein Rechner braucht dann einen Moment, um die Zahlen herauszufischen: 265 Mehrfamilienhäuser wurden 2012 in Deutschland aus Holz gebaut. Das sind 2,32 Prozent. Mehrfamilienhäuser, erklärt er, sind der Definition nach Gebäude, die über drei oder mehr Wohneinheiten verfügen. Sie sind in der Regel also a) mehrgeschossig und stehen b) in einer Stadt. Roland Glauner trägt solche Zahlen als Referent für den Industrieverband Holzbau Deutschland zusammen. 2,32 Prozent: Das ist nicht besonders viel.

„Holzbau ist eine Nische“, sagt auch Tom Kaden, der sein ganzes bisheriges Architektenerleben mit Holzbau verbracht hat. Im Berliner Bötzowviertel hat er ein Wohnhaus mit sieben Etagen gebaut – weiße, klare Fassade, große Fensterflächen, von außen nicht unbedingt als Holzbau zu erkennen. 22 Meter misst es, damit liegt es innerhalb der vorgeschriebenen Berliner Traufhöhe und knapp unterhalb des Prädikats „Hochhaus“. Als Kaden es 2008 fertigstellte, war es sogar das höchste Holzhaus Europas.

Tom Kaden, 1961 in Karl-Marx-Stadt geboren, ist im Erzgebirge aufgewachsen, der Vater Spielzeugmacher, nebenan die Schreinerei. So etwas klingt wie eine Verdichtung, die sich Journalisten ausdenken. „Ist aber so“, sagt Kaden: „Es roch nach Lindenholz, um genau zu sein.“ Zwischen Lindenholz und Holzbau liegen ein paar Jahre, Fußball beim FC Karl-Marx-Stadt, Studium der Textilgestaltung in Schneeberg, da rückte das Holz aus dem Blick. Dann wechselte Kaden von der Fläche in den Raum und nach Berlin, studierte von 1986 Architektur in Weisensee, probierte mit Holz, auch an einem Einfamilienhaus in Brandenburg, in dem er selbst lange wohnte. Als sich die DDR auflöst, folgen weitere Einfamilienhäuser, Kaden blieb im Prenzlauer Berg.

Vom Eisen verdrängt

Holzbau ist eine traditionelle Disziplin der Architektur, die mit der Industrialisierung aus dem Bild der rasch wachsenden Städte verschwand: Stein, Eisen und Glas wurden die bestimmenden Baustoffe der herausziehenden bürgerlichen Moderne, damit verband man Herrschaftliches und Werte, die nicht verkamen. Eisen verkörperte die funktionale Ästhetik der neuen Zeit. Der Architekturhistoriker Julius Posener beschreibt für die Epoche von 1760 bis 1840 ein Zusammenwirken von Kräften, das den Architekten als „Baukünstler aus dem Prozess dieser durchgreifenden Erneuerung des Bauens ausschließt“. Eisenbau war Ingenieurdisziplin, Handwerker sollten nur noch ausführen. Viel Wissen um das Holz ging verloren, überdauerte nur auf dem Land.

Als sich in den USA im 19. Jahrhundert das Fachwerk zum Holzrahmenbau weiterentwickelte, blieb das Echo in Europa dünn, trotz Exempel in Stuttgart-Weißenhof, trotz Einsteins Sommerhaus in Caputh. Es haperte an industriell gefertigter Qualität. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg spielte Holz in Deutschland allenfalls als hastig aufgestellte Übergangslösung eine Rolle. Die Baracke war Synonym für das Billige, schlecht Belüftete, Ausgegrenzte.

Wie groß der Umweg des Holzbaus in die Moderne war, zeigt aktuell die Ausstellung *Cukrowicz Nachbaur: Die Komplexität des Einfachen* in der Architektur Galerie Berlin: Über Vorarlberg befreite sich der Holzbau in den 1990ern aus den konservativen, dörflichen Fesseln, von hier kamen erste Signale, dass man mit lokalem Wissen und regionalen Baustoffen Architektur fernab von Alpinkitsch betreiben kann. Vorarlberger Holzbauer hatten ihr Wissen bewahrt, Architekten schauten sich einiges von skandinavischer Lichtführung ab, blickten nach Japan, spielten mit Asymmetrien und entwickelten Gelassenheit beim Umgang mit Sichtbeton. Als Kleinstädte wie Dorn-



birn, Hittisau oder Krumbach internationale Baukunst förderten, wandte die sich auch dem Holz der Region zu, der anspruchsvollen Weißtanne etwa.

So rückte der Holzbau plötzlich aus der Provinz in die moderne Architekturlandschaft vor: Einerseits war im 20. Jahrhundert die Verbindung zwischen Innen- und Außenraum ein zentrales Sehnsuchtsmotiv, andererseits kehrte mit dem Brutalismus der körperhafte Ausdruck der Architektur zurück. Zu beidem hatte der neue Holzbau etwas zu sagen. Manche meinen gar, dass man sich in der Region erst mit dem monumentalen Sichtbeton von Peter Zumthors Bregenzer Kulturhaus versöhnte, als ein Jahr später die Architekten Cukrowicz Nachbaur das Feuerwehr- und Kulturhaus im nahen Hittisau fertigstellten – in hybrider Konstruktion aus Beton und Holz. Das war 1998, im selben Jahr gründete Tom Kaden sein Architekturbüro in Berlin. „Im Vorarlberg“, sagt er, „kann man lernen, die Dinge

Ein Schweizer Kollege sagt: „Euer Brandschutz hat den Krieg noch im Kopf“

von innen zu denken, von der Konstruktion aus.“ Die Holzarbeiten im Prenzlauer Berg übertrug er einer Vorarlberger Firma, das Von-innen-Denken ist sein Grundsatz.

Inzwischen hat die industrielle Vorfertigung Qualitätssprünge gemacht und mit einem Lieblingsthema des Feuilletons hat der innerstädtische Holzbau auch zu tun – der Gentrifizierung. „Wir bauen natürlich vor allem für die sogenannten Groß-A-Gruppen.“ Kaden steht jetzt in einem Durchgang, den er Fuge nennt: Links abgesetzt steht das Treppenhaus aus Beton, rechts das Haus. Würfel sind es, ineinandergeschachtelt, vorn zur Christburger Straße hin ist der Berliner Erker uminterpretiert, maßvoll versetzte Kuben ragen aus der weißen Fassade. Vorn geht es sieben Etagen hoch, hinten fünf. Aussparungen sorgen für Lichteinfall auch dort, wo das Bauamt zuerst nur den Lückenschluss bis zur Brandwand der Nachbarn genehmigen wollte.

Kadens Idee, den Zugang zur Schule im Hinterhof durch die Fuge zu regeln, wurde

kassiert. Der Eingang zur Straße ist von einem hohen Tor verschlossen. Groß-A steht für Akademiker, für Anwälte, Ärzte, Architekten. Dazu gesellt sich noch eine englische Milieu-Codierung: Es sind LOHAS, also Familien, die mit einem *Lifestyle of Health and Sustainability* oft im Biomarkt einkaufen, ihrem Kind Holzspielzeuge schenken, Yogakurse buchen. Beschimpft werden sie dafür von allen Seiten. Vielleicht deshalb das Tor.

Mittelstand also, Realität im Prenzlauer Berg. Kaden organisiert sie in Baugruppen: Allzeit mitsprachewillig tun sich Parteien zusammen, kaufen ein Grundstück, bitten den Architekten um Entwürfe, haben eigene Ideen. Das klingt anstrengend. Solche Baugemeinschaften, schreibt der Soziologe Gerd Kuhn im Handbuch *Urbaner Holzbau*, hätten eine „hohe Affinität zum urbanen Holzhausbau“, aber auch einen gewissen Pragmatismus: Sie akzeptieren neben Holz auch Beton. Kaden hat kein Problem, sie zu mineralischen Dämmstoffen zu überreden anstelle des geschäumten Rohöls, mit dem gerade überall Häuser billig und umweltschädlich verklebt werden. Eine Tiefgarage gibt es trotzdem.

Es riecht nach Fichte

Bei solchen Projekten, so Kaden, sei der Holzbau drei bis fünf Prozent teurer und entschieden ökologischer. Letzteres merke man beim Bauen und nachher beim Wohnen. Außerdem würden die Innenräume flexibler. Ist Holzbau *the new black*? Kaden erzählt von immer größeren Baugruppen, in Mitte mischt er auf dem Areal der Holzmarkt-Genossenschaft mit. Das größte Problem sei der Brandschutz, „ein emotionales Thema“, da ist er sich mit Roland Glauner vom Industrieverband einig. Dem erklärte kürzlich ein Kollege aus der Schweiz, wo der Anteil an Holzbau gut dreimal so hoch ist: „Ihr hattet den Krieg. Euer Brandschutz hat den noch im Kopf.“ Der Lobbyismus der konventionellen Industrie tut sein Übriges. In Skandinavien etwa – wo Saunabrände halbe Stadtteile vernichteten und im Weltkrieg ganze Städte verbrannten – wird in Städten längst wieder mit Holz und noch dazu hoch gebaut.

Von den Vorteilen des Holzbaus, „schneller, genauer und umweltschonender“ zu sein, erzählt inzwischen aber nicht nur das Handbuch *Urbaner Holzbau*, sondern auch Georg Unger, Technikleiter des städtischen Berliner Wohnungsunternehmens GESOBAU: Wer kürzer baut, kann schneller vermieten. CO₂-Reduktion interessiert sie obendrein. Und: Wer schicker baut, kann Mieter anlocken, die nicht zur klassischen Klientel gehören, sich aber nach günstigen



Berlin, Prenzlauer Berg: Hier baut Tom Kaden vor allem für Akademiker. Das c13 entstand 2013



Feuerwache in Blankenfelde: Die Fassade soll silbrig vergrauen

FOTOS: BERND BOCHARDT/KADEN + PARTNER

Detail, macht die Sache lockerer. An so etwas kann er sich freuen. Vor dem großen Fenster: Kuhwiesen, Felder, Weite. Am Horizont steht der Fernsehturm. Wir schauen einen Moment über die Landschaft. Es riecht nach Fichtenholz bei der Feuerwehr.

Urbaner Holzbau. Chancen und Potenziale für die Stadt Peter Cheret, Kurt Schwane, Armin Seidel (Hrsg.) DOM Publishers 2013, 236 S., 445 Abb., 78 €

Cukrowicz Nachbaur Architekten 1992–2014 Scheidegger & Spiess/Park Books 2014, 544 S., 318 Abb., 163 Pläne, 58 €

ANZEIGE

Turn Us On

Support Our Crowdfunding
www.startnext.de/co-berlin

CIO Berlin Amerika Haus
Hardenbergstr. 22–24 · 10623 Berlin
www.co-berlin.org